

INKOTA-Geburtstagsbrief

50 Jahre Aktionsgemeinschaft für die Hungernden

Liebe Leserinnen und Leser!

Vor 50 Jahren, im Sommer 1957, initiierte Präses Dr. Lothar Kreyssig den Aufruf „Für die Hungernden“ und begründete damit die „Aktionsgemeinschaft für die Hungernden“ (AfH). Aus dieser gemeinsamen Wurzel der Ökumene für die Weltverantwortung entstanden später in Ost und West Organisationen mit unterschiedlichem Profil.

Im Ostteil des Landes lud die AfH 1971 zu einer Tagung in Halle/Saale ein, aus der sich später das INKOTA-netzwerk entwickelte, das sich bis heute seiner Wurzel AfH eng verbunden fühlt. Im Westteil wurde 1973 die AfH in die aktiv arbeitende Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt (ASW) umbenannt.



AKTIONSGEMEINSCHAFT
FÜR DIE HUNGERNDEN



Mit diesem Geburtstagsbrief erinnern wir an die Gründung einer der ersten entwicklungspolitischen Organisationen in Deutschland und den ökumenischen Kontext, in dem diese Initiative entstanden ist. Immer wieder begegnen wir dabei Dr. Lothar Kreyssig, dessen Sehnsucht nach Gerechtigkeit und konkretes Handeln weiterhin Inspiration und Vorbild sein können.

Wir bedanken uns bei den AutorInnen und Fotografen für ihre Mitarbeit. Freuen würden wir uns, wenn dieses 50-jährige Jubiläum eine Debatte über Ziele und Motivation unseres Engagements entfachen würde. Beiträge für den INKOTA-Brief sind willkommen.

Eine anregende Lektüre wünschen Annette Berger, Hans-Joachim Döring und Michael Krämer.

Gesinnung erweist sich durch die Tat

50 Jahre „Aktionsgemeinschaft für die Hungernden“ – ein folgenreicher Aufbruch aus ökumenischer Ungeduld / Joachim Garstecki

Die Gründung der „Aktionsgemeinschaft für die Hungernden“ (AfH) im Sommer 1957 durch Lothar Kreyssig und Erich Müller-Gangloff ist eingebettet in eine ökumenische Vorgeschichte und ohne sie nicht zu verstehen. Sie war das vorläufig letzte Glied in einer langen Kette von vergeblichen Bemühungen



Lothar Kreyssig – Visionär der Nord-Süd-Arbeit

Kreyssigs, seine ab 1953/54 formulierte Idee der „Ökumenischen Diakonie“, einer selbstlosen ökumenischen Initiative zugunsten der Hungernden in der Welt, „vom Kopf auf die Füße“ zu stellen. In einer großen gemeinsamen Aktion der im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) zusammengeschlossenen evangelischen Kirchen und der katholischen Kirche sollte eine organisatorische Struktur weltweiter Hilfe für die Hungernden aufgebaut werden mit dem Ziel, „anhaltenden Überfluß und elementaren Mangel in rechter Weise zueinander zu bringen“ (Kreyssig 1953).

Ökumenische Erfahrungen

Schon 1953 und besonders unter dem Eindruck der 2. Weltkonferenz des ÖRK 1954 in Evanston/USA, die zum Thema „Christus – die Hoffnung der Welt“ Delegierte aus 138 Mitgliedskirchen aus 48 Ländern zusammenführte, hatte das Projekt „Ökumenische Diakonie“ in Kreyssigs Denken Gestalt angenommen. Als Delegierter in Evanston und durch seine Mitarbeit in der Sektion IV, die über das Verhältnis der Christen zur Politik und zu den großen Weltproblemen handelte, war er ganz unmittelbar mit der sozialen Lage der Entwicklungsländer und mit deren Streben nach

nationaler Selbstbestimmung, politisch wie wirtschaftlich, konfrontiert worden. Die Realität des Hungers in der Welt und der Skandal der ungleichen und ungerechten Verteilung der Güter bestärken ihn in der Überzeugung, dass die christlichen Kirchen, wenn sie dem christlichen Liebesgebot folgen wollen, ihr Denken und Handeln konsequent an diesen weltpolitischen und ökonomischen Herausforderungen ausrichten müssen. Es müsse, mit „Bereitwilligkeit zur Selbstentäußerung“, ein gemeinsames Handeln der ganzen Christenheit sein, das die Kirchen aus ihrer Selbstgenügsamkeit herausführt.

In der Konsequenz dieser Überlegungen nutzte Kreyssig seinen Aufenthalt in den USA, um die Idee der „Ökumenischen Diakonie“ in Gesprächen mit einflussreichen Gesprächspartnern aus Kirche und Gesellschaft zu erörtern. Wie konkret er die praktische Umsetzung seines Plans verfolgte, geht unter anderem daraus hervor, dass er mit dem State Department in Washington, mit dem Nationalen Kirchenrat der USA in New York und mit einflussreichen Vertretern der US-amerikanischen Farmer in Philadelphia „verhandelt“ und „überall grundsätzliche Zustimmung gefunden“ hat. In verschiedenen Ausarbeitungen hat Kreyssig ab Ende 1954 seine Vorstellungen darüber niedergelegt, wie das

Vorhaben funktionieren sollte: Beschaffung der benötigten Erzeugnisse unter Weltmarktpreis, verbilligte Transportkosten, garantierte gerechte Verteilung vor Ort unter Aufsicht einer gemeinsamen ökumenischen Instanz aller beteiligten Kirchen.

Dass es so weit nicht kam, lag weniger an den Schwierigkeiten der praktischen Umsetzung, als vielmehr am Fehlen grundsätzlicher Bereitschaft zu einer so weitgehenden gemeinsamen Aktion, an mangelndem „politischen Willen“ der angesprochenen Kirchen also. Dafür gab es viele Erklärungen: die Unentschlossenheit der angefragten Kirchenführer, die den Kairos des Handelns, von Kreyssig als „gewissensnotwendig“ erkannt, nicht sehen konnten oder wollten; den „typisch protestantischen Widerstand“, der ihm 1954 bei Willem Visser 't Hooft, dem Generalsekretär des ÖRK in Genf, entgegenschlug; Zweifel an der Realitätstüchtigkeit seiner ehrgeizigen Pläne, eigene Unerfahrenheit im Umgang mit den Kirchenbürokratien, die für die Sache gewonnen werden sollten, und nicht zuletzt das politische Klima des Kalten Krieges, das für eine wirklich weltumspannende, block-übergreifende ökumenische Aktion nach Kreyssigs Vorstellungen kaum Erfolgsaussichten zu bieten schien. Die maßgeblichen kirchlichen Gremien winkten ab. Resigniert schrieb er Ende 1954: „Wahrscheinlich bin ich auch von Anfang für Ziele so entflammbar, weil ich für die Schwierigkeiten der Verwirklichung keinen Blick habe.“

Weitermachen „in getroster Verzweiflung“

Trotz dieser Ernüchterung hat Lothar Kreyssig versucht, das Projekt Ökumenische Diakone mit kleinerer Münze weiterzutreiben. Die traditionelle Kirchentagskollekte für die Dritte Welt wurde auf seinen Vorschlag hin erstmals 1956 auf dem Frankfurter Kirchentag erbeten und brachte auf einen Schlag 84.000 DM ein. 1957 beschloss die EKD-Synode, die Kollekte zum Erntedankfest künftig in allen Kirchen in Deutschland für die Dritte-Welt-Arbeit und Entwicklungsprojekte zu verwenden – Kreyssig hatte die Weichen für diesen Beschluss gestellt. Das Thema war nun auf der kirchlichen Tagesordnung, aber noch fehlte es an einer Struktur, die mehr zu leisten imstande war als karitative Nothilfe.

Anlässlich einer Berliner Akademietagung zum Thema „Der weiße Mann und seine

dunklen Brüder“ nahm Kreyssig einen weiteren Anlauf. Er präsentierte gemeinsam mit Erich Müller-Gangloff den Aufruf „Für die Hungernden“ – das Gründungsdokument der AfH. Darin heißt es: „Wir bitten alle, die mit uns den Ruf hören, für die Hungernden ein regelmäßiges Opfer zu bringen. (...) Einmal in der Woche verzichten wir auf eine Mahlzeit oder halten sie in besonders bescheidener Weise. Zu dieser Zeit gedenken wir der Mitmenschen, die in Leid und Entbehrung leben. Für sie sammeln wir, was wir durch Verzicht auf eine Hauptmahlzeit ersparen.“ Zu den Erstunterzeichnern des Aufrufs gehörten neben Freunden Kreyssigs aus der Bekennenden Kirche unter anderem Heinrich Albertz, Willy



Seit den 30er Jahren wirtschaftete Lothar Kreyssig auf seinem Hof in Hohenferchesar ökologisch und nachhaltig

Brandt, Otto Suhr, Ernst Lemmer und Heinz Galinski. Inspiriert wurde Kreyssig zu dieser Initiative durch die englische „Miss-a-meal-Aktion“, die bereits seit Anfang der 50er Jahre mit Geld, das aus dem Verzicht auf eine Mahlzeit pro Woche kam, konkrete Hilfsprojekte in Entwicklungsländern unterstützte. Für den ungeduldigen Pragmatiker Kreyssig gehörte es zum ökumenischen Lernen, brauchbare Praxisbeispiele für eigene Vorhaben zu adoptieren. Im Handumdrehen waren 125.000 DM beisammen. 1959 startete dann die erste Aktion „Brot für die Welt“.

Der Aufruf „Für die Hungernden“ ist ein Beleg für die bewundernswerte Fähigkeit Kreyssigs, sich durch Erfahrungen des Scheiterns in seinem Einsatz für einmal als notwendig Erkanntes nicht entmutigen zu lassen und „in getroster Verzweiflung“, wie er es nannte, das Mögliche zu tun. Das zarte Pflänzchen AfH gehörte zu den ersten Hilfsorganisationen in Deutschland nach dem 2.

Weltkrieg, die sich systematisch den Herausforderungen der Not in der Dritten Welt stellten. Die AfH wurde zu einem Ort intensiver Auseinandersetzung von ökumenischen Gruppen und Initiativen mit Fragen der Gerechtigkeit zwischen Nord und Süd.

Entwicklungspolitische Perspektiven

Kreyssig hat aus seiner Sicht einige Maßstäbe, ja Standards für entwicklungspolitische Arbeit im ökumenischen Horizont formuliert. Zum einen schlug er vor, direkte Patenschaften zwischen Gebern und Empfängern der kirchlichen Hilfe aufzubauen. Sie sollten die Anonymität eines seelenlosen Spendentransfers ausschließen und Menschen unmittelbar in die Verantwortung füreinander nehmen. Das war Ausdruck einer geistlichen Verbindung zwischen den Partnern und gab „dem Nächsten“ in Not ein menschliches Gesicht.

Weiter bestand Kreyssig darauf, alle Hilfe so zu organisieren, dass sie, in heutigen Begriffen formuliert, als „Hilfe zur Selbsthilfe“ angenommen werden kann. Sie sollte den Hungernden helfen, „eine eigene Existenzgrundlage zu gewinnen“. Kreyssig benutzte 1957 in diesem Zusammenhang erstmals den Begriff „nachhaltig“ (engl. „sustainable“), als er von der „Weltaufgabe Nummer eins“ sprach, „den Hungernden nachhaltige, ihnen selbstverfügbare Nahrungsquellen zu erschließen“. Wenn man sich vor Augen führt, dass die Kategorie „Nachhaltigkeit“ in der

ökumenischen Diskussion erst in den 80er Jahren in den Zusammenhang der Entwicklungszusammenarbeit rückt, darf man Kreyssig mit Fug und Recht als einen frühen Protagonisten der Forderung nach „nachhaltiger Entwicklung“ bezeichnen, lange bevor dieser Begriff in der einschlägigen Debatte gängig wurde. Schließlich findet sich in Kreyssigs Text vom Herbst 1954 der kühne Vorschlag, dass „Vertreter der jüdischen Gemeinde“ in das erhoffte Gremium der Ökumenischen Diakonie „hinzubitten seien“. Das muss beim Stand der jüdisch-christlichen Beziehungen Mitte der 50er Jahre für alle Seiten schlechthin illusionär gewirkt haben, aber für Kreyssig lag es in der Konsequenz seines Verständnisses von notwendiger „Selbstentäußerung“ der Kirchen zugunsten der Überwindung des Hungers in der Welt.

Die Beispiele zeigen: Kreyssig war dem Bewusstseinsstand der 50er Jahre zu Fragen der weltweiten sozialen Gerechtigkeit und

dem, was Ökumenische Diakonie von den Kirchen eigentlich verlangt, um Jahre vorausgeeilt. Wie ein schroffer Fels ragt er in die ökumenische Bewegung der Nachkriegszeit hinein, die 1945 noch ganz auf die Europa-Agenda fixiert war und erst langsam lernte, dass es längst um die „Tagesordnung der Welt“ ging. Kreyssig hat – als Jurist, Landwirt und Kirchenmann aus dem Osten – den Sinn des ökumenischen Studienprogramms „Verantwortliche Gesellschaft“ („Responsible Society“), das bis auf die Oxforder Weltkonferenz über „Kirche, Gesellschaft und Staat“ 1937 zurückgeht, wohl besser verstanden als mancher Vertreter im Westen. Sein glückliches Missverständnis war: Er sah darin kein Studienprogramm, sondern eine Aufforderung zum Handeln. Sein weit, manchmal vielleicht zu weit gespannter Horizont wurde vom ÖRK erst 1968 auf der 4. Vollversammlung in Uppsala eingeholt. Dort sprachen die Vertreter der Dritten Welt von jener dramatischen „gewissensnotwendigen“ Dringlichkeit des Handelns, die Kreyssig über zehn Jahre zuvor angemahnt und eingefordert hatte.

In die ökumenischen Fußstapfen Kreyssigs ist die AfH vor 50 Jahren eingetreten. Sie hat an allen Lernbewegungen der Ökumene für eine solidarische Welt in Gerechtigkeit und Frieden teilgenommen, hat sie rezipiert und gleichzeitig durch eigene Erfahrungen mit stimuliert. An der AfH ist ablesbar, dass ökumenische Diakonie immer eine Wechselbeziehung von Geben und Nehmen ist. Seit 1971 wurde die Arbeit der AfH in der DDR durch den Arbeitskreis INKOTA, inzwischen ökumenisches INKOTA-netzwerk unterstützt, aufgenommen und weitergeführt. INKOTA vollzog den Schritt von humanitär-karitativer Hilfe zu kontinuierlicher entwicklungspolitischer Arbeit und ist zu einem bedeutenden entwicklungspolitischen Netzwerk im wiedervereinigten Deutschland geworden, ohne seine historisch-ökumenische Verwurzelung in der AfH zu verleugnen.

Mit Lothar Kreyssig hat diese Geschichte als eine Verlegenheitslösung angefangen. Er war ökumenischer Visionär – und Vorarbeiter zugleich. Mit seiner großen Glaubenszuversicht und einer ebenso großen institutionellen Unbekümmertheit hat er Kirchen und die Ökumene mit oft überraschenden Einsichten und Erwartungen herausgefordert. Gerade diese ökumenische Ungeduld war sein Charisma – und der Schlüssel, mit dem er zum Anreger und Vorbereiter heutiger entwicklungspolitischer Projektarbeit geworden ist. Nicht nur das ökumenische INKOTA-netzwerk hat ihm viel zu danken.

Joachim Garstecki war von 1971 bis 1990 Studienreferent für Friedensfragen beim Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR, anschließend bis 2000 Generalsekretär der deutschen Sektion von Pax Christi und von 2001 bis Anfang 2007 Geschäftsführender Studienleiter der Stiftung Adam von Trott, Imshausen. Er lebt jetzt in Magdeburg im Ruhestand.

Der Gründungsaufruf, Juli 1957

FÜR DIE HUNGERNDEN

Ein Drittel der Menschheit ist unterernährt. 800 Millionen müssen ein ganzes Jahr lang mit dem auskommen was ein Deutscher für Nahrung und Kleidung in einem Monat braucht. Sie haben kaum eine einzige ausreichende Mahlzeit am Tage. Daß sie zu einem selbständigen, menschenwürdigen Dasein kommen, wird in den nächsten Jahrzehnten Weltaufgabe Nummer eins sein.

Völker und Erteile sind heute miteinander in Verbindung und aufeinander angewiesen, wie nie vorher. Dadurch sind wir, die wir uns dreimal am Tage sättigen können, jenen unzähligen darbedenden Mitmenschen Nächste geworden wie einem Nachbarn und Hausgenossen im eigenen Volk. Von unserer Gesinnung wird es abhängen, daß in der Fürsorge für die notleidenden Menschenbrüder nicht Machtstreben und politischer Wettstreit die Oberhand gewinnen.

Gesinnung aber erweist sich durch die Tat, und nur wo sie beharrlich geschieht, vermag sie etwas auszurichten. Die Gemeinden ganzer großer Kirchengebiete werden künftig alljährlich das Erntedankfestopfer für die Hungernden der Erde geben. Aber ein einziges solches Zeichen im Jahr ist nicht genug. Darum bitten wir alle, die mit uns den Ruf hören, für die Hungernden der Erde ein regelmäßiges Opfer zu bringen. Es darf nicht nur ein Almosen sein. Die zu neuem Selbstbewußtsein erachten, im raschen sozialen Umbruch begriffenen Völker öffnen sich unserer Teilnahme nur, wenn sie eine wirkliche Solidarität verspüren.

Dazu ist uns in England und anderwärts schon ein Vorbild gegeben. Unter der Losung „Miss-a-Meal“ verzichten dort Menschen um Gottes und des Nächsten willen allwöchentlich auf eine Mahlzeit und bringen durch ihr gemeinschaftliches Opfer beträchtliche Mittel auf. Sie verbringen die Zeit, die sie sonst für die Mahlzeit benötigen würden, im stillen, gesammelten Gedanken an die Mitmenschen, die in Leid und Entbehrung leben. Das Opfer wird in unmittelbarer Verbindung mit dem Bedachten nicht anonym verteilt, sondern für ganz bestimmte produktive und karitative Notwendigkeit verwendet. Den Spendern wird darüber berichtet. Wir wollen dem Vorbild nacheifern und bitten alle, die der Aufruf erreicht:

Verbinde dich mit den Hungernden durch ein echtes Opfer, indem du am Freitag oder einem anderen Tag jeder Woche auf eine Mahlzeit verzichtest und das Ersparte für die Bedürftigen spendest!

Pastor Heinrich Albertz, *Senatsdirektor*

Dr. Hans von Arnim, *Konsistorialpräsident*

Franz Amrehn, *Bezirksbürgermeister in Berlin*

Dr. Christian Berg, *Pfarrer*

Dr. Dr. Böhm, *Probst*

Willy Brandt, *Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses*

Dr. Friedrich Ernst, *Bankier*

Prof. D. Martin Fischer, *Theologie-Professor a. d. Kirchlichen Hochschule Dahlem*

Fritz Führ, *Generalsuper-Intendent in Ost-Berlin*

Heinz Galinski, *Vorsteher der Jüdischen Gemeinde*

Dr. Gefateller, *Ministerialdirigent*

Dr. Goldstein, *Rabbiner*

Franz Hildebrandt, *Pastor und Theologe*

Willy Kressmann, *Bezirksbürgermeister in Berlin*

Dr. Lothar Kreyssig, *Präses der evangelischen Synode der Union*

Kurt Krüger, *Generalsekretär der Una Sancta*

Ernst Lemmer, *Bundespostminister*

Dr. Erich Müller-Gangloff, *Leiter der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg*

Immanuel Pack

Prof. Dr. Pinski

Elisabeth Ruys, *Pastorin der Niederländischen Gemeinde Berlin*

Dr. Kurt Scharf, *Präses*

Dr. Suchan, *Vizepräsident der Berliner Zentralbank*

Prof. Dr. Otto Suhr, *Regierender Bürgermeister von Berlin*

Dr. Dr. Klaus Thomas, *Oekumenischer St. Lukasorden*

Dr. Heinrich Vockel, *Bevollmächtigter der Bundesrepublik in Berlin*

Bewusstseinsbildung statt Almosen

Lothar Kreyszig, die Aktionsgemeinschaft für die Hungernden und die Anfänge von INKOTA

Hans-Joachim Döring

Was kann zum Einfluss von Lothar Kreyszig und der Aktionsgemeinschaft für die Hungernden (AfH) auf das INKOTA-Netzwerk gesagt werden? Welchen Wurzelgrund gibt es da zu entdecken?

Die von Lothar Kreyszig gegründete gesamtdeutsche Initiative AfH hatte regelmäßige Spender in den zwei deutschen Währungs- und Rechtsgebieten Ost und West. Durch den Bau der Berliner Mauer 1961 wurde die Aktionsgemeinschaft in zwei Teile zerrissen: Der größere befand sich in Westdeutschland beziehungsweise in Westberlin mit einem Büro, der kleinere befand sich mit Lothar Kreyszig in Ostberlin. Kreyszig leitete in der Auguststraße 82, in Berlin-Mitte das Büro der „Aktion Sühnezeichen“ neben dem späteren Sekretariat des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR (BEK).

Im Sühnezeichenbüro wurde die AfH-Ost geführt. Kreyszig schrieb von hier aus seine AfH-Rundschreiben, die auch im Westen verteilt wurden. Im Westen organisierte sich die AfH im Vereinsmilieu und bildete zeitweise mit dem Weltfriedensdienst (WFD) und der Aktion Sühnezeichen den „Versöhnungsdienst“, der aber bald wieder zerfiel. Im Osten pflegten Sühnezeichenmitarbeiter, zu nennen sind vor allem Romi Romberg und Hans-Detlef Peter, die Spenderlisten der AfH-Ost. Zum Beispiel wurden 1975 31.800 Mark der DDR als Spenden für die AfH registriert. Sühnezeichen war immer ein wenig stolz auf den „kleinen Südzweig“ und sah ihn als integralen Nebenbestandteil an. In den Kirchengemeinden war die AfH nicht sehr bekannt, bei einigen aufgeweckten und mit Sühnezeichen vertrauten Personen galt die AfH aber als gute Adresse.

1971 suchten Hallenser Studenten um Reinhard Piechocki den Kontakt zur AfH-Ost. Die inzwischen breit diskutierten Themen Entwicklungshilfe und Solidarität sollten stärker (vor allem in den Kirchen) beachtet werden. Das sei eine Gewissens- und Bewusstseinsfrage. Sie verfassten im Mai einen Aufruf „Hilflose Entwicklungshilfe?“. Das alte AfH-Motto „Lasst Liebe wachsen“ war der Skepsis und Unruhe der 68er Jahre gewichen.

So heißt es im Aufruf: „Die traurige Analyse ist kurz, denn es gibt nicht viel zu analysieren. Wir wissen von den im DDR-Maßstab

recht bescheidenen Geldspenden. Wir hätten jedoch längst begreifen müssen, daß ohne das Fundament der ständigen Information, der gezielten Bewußtseinsbildung, der Beseitigung veralteter Klischees und Strukturen eine konstruktive Entwicklungshilfe unmöglich ist, da Almosen nur die Ursachen des Elends verwischen, zu mildern suchen, ohne das Übel an den Wurzeln zu packen. (...) Wir hätten immer wieder sagen müssen, dass Lethargie und blinde Emotion den gleichen Fehler haben: Sie verzichten auf das Denken. Wir hätten niemals bei Einzelaktionen stehen bleiben dürfen. (...) Deshalb ist die Aufforderung an alle, auf einer gemeinsamen Tagung die Probleme zu beraten und neue Wege der Zusammenarbeit einzuleiten.“ Die Studenten baten die AfH, den Aufruf zu versenden und zu einer DDR-weiten Tagung einzuladen. Die Tagung fand unter dem Motto: „Aufbruch gegen die Weltarmut“ im Oktober 1971 in Halle/Saale statt.

Aufbruch gegen die Weltarmut

Halle war kein zufälliger Tagungsort. In Halle lebte und lehrte – bis zu seinem von der herrschenden Partei betriebenen Rausschmiss aus der Martin-Luther-Universität – der Landwirtschafts- und Entwicklungsexperte Professor Erich Hoffmann.¹ Hoffmann war nach dem Verlust des Lehrstuhls 1958 zeitweise Mitglied des von Kreyszig geleiteten „Laiendienstes“, eine Art mobile, regimiekritische Volkshochschule in der Kirchenprovinz Sachsen (KPS) und arbeitete seit 1957 aktiv bei der AfH mit. Kreyszig wiederum war Präses der Synode der KPS, Hoffmann Mitglied des Präsidiums. Erich Hoffmann wurde von Kreyszig geschätzt. So überlegte er, ihn als seinen Nachfolger im Präsesamt vorzuschlagen.

Hoffmann hielt vor den rund 50 TeilnehmerInnen der Tagung das Hauptreferat: „Möglichkeiten der Entwicklungsförderung in der DDR“, in dem er vier Kernaufgaben für eine zeitgemäße entwicklungsbezogene Arbeit im Osten Deutschlands herausstellte:

- Sammeln von Informationen über Strategie und Taktik bei entwicklungsfördernden Maßnahmen,
- Auswertung und Weiterverbreitung dieser Informationen an gezielte Multiplikatoren bis hin zu den Gemeinden,

- Kontakte zu Personen, die an entwicklungsfördernden Maßnahmen im Ausland teilgenommen haben,

- Koordinierung der kirchlichen Aktionen und Einwirkung auf ihre sachgemäße Wirkungsweise, um Fehlschläge zu vermeiden.

Auf der Tagung wurde ein „Sechser-Kreis“ zur Koordinierung der entwicklungspolitischen Basisaktivitäten gebildet. Im Frühjahr 1972 wurde dann der Name INKOTA für die wichtigsten Aufgaben des neuen Arbeitskreises INformation, KOordination und TAGungen gefunden und seitdem regelmäßig der INKOTA-Brief herausgegeben. Die AfH im Osten war eine der ersten mitarbeitenden Gruppen und stellte mit Unterstützung des Sühnezeichenbüros Ost das logistische Grundgerüst für die unabhängige Arbeit. So das eigenständige Postbankkonto, das noch auf die Sammelanmeldung von Kreyszig zurückging und INKOTA bis nach der Wende die notwendige Selbstverwaltung, Selbständigkeit und Sammeltätigkeit auch für neue und kleine Gruppen garantierte. In den 70er Jahren erhielt INKOTA auch finanzielle Zuschüsse aus den Zinserträgen von der Aktion „Brot für die Welt“ der ostdeutschen Landeskirchen.

Auf der Hallenser Tagung wurde frühzeitig eine zeitgemäße Form für solidarische und entwicklungspolitische Basisarbeit gefunden, welche viele der Anliegen Lothar Kreyszigs weiterführte: Die Laien stärken und das Gewissen beziehungsweise das Bewusstsein schulen. Durch Informationen Emanzipation und Mündigkeit fördern. Für andere da sein, die Basis fördern und nicht vereinsegoistisch auftreten. Die Menschen in der „Dritten Welt“ in ihren realen Situationen dar- und kommunikative Partnerschaften herstellen, damit ihre Not wie ihr Charme nicht (zu schnell) zu Spendenwerbbezwecken missbraucht werden können. Und: zusammenführen statt trennen, aufeinander zugehen statt abgrenzen, also ökumenisch fühlen und bündnisoffen handeln.

¹ Erich Hoffmann (1905 bis 1989) wurde 1992 durch den Senat der Martin-Luther-Universität postum rehabilitiert. Er war unter anderem Doktorvater von Prof. Wolf-Dieter Graewe, dem langjähriger Vorsitzender des Facharbeitskreises „Ökumenische Diakonie“ beim BEK und Staatssekretär im BMZ der Nachwende-DDR.

Hans-Joachim Döring arbeitete von 1986 bis 1994 beim INKOTA-Netzwerk, von 1994 bis 1997 bei der Stiftung Nord-Süd-Brücken und ist derzeit Beauftragter für den Kirchlichen Entwicklungsdienst der Evangelischen Kirchen in Mitteldeutschland.



Realist und Prophet

Lothar Kreyssig – das Leben eines Unbeugsamen / Konrad Weiß

Es war im Sommer 1965, irgendwo in Polen. Wir, eine kleine Gruppe junger Ostdeutscher, waren als Pilger unterwegs. Schweigend und betend, um Brot und Herberge bittend, fuhren wir durch das Land, dem unsere Väter unermessliches Leid angetan hatten. In Auschwitz, dem Ziel unserer Pilgerfahrt, war Lothar Kreyssig, der Gründer der Aktion Sühnezeichen, unter uns. Das Schweigen des wortgewaltigen Propheten an diesem Ort hat uns Junge damals im Innersten erschüttert und uns besser verstehen lassen, wo wir sind. Das, was uns in Polen geschenkt worden war, nannte Kreyssig in seiner bildhaften Sprache die „ansteckende Gesundheit der Vergebung“. Rückblickend bekannte er am Ende seines Weges: „Was ist geschichtsmächtiger als Versöhnung, ihre heilende und ordnende Kraft!“

Lothar Kreyssig wurde am 30. Oktober 1898 geboren. Die ersten dreißig Jahre seines Lebens, die Kindheit in Flöha, das Jurastudium in Leipzig und die ersten Berufsjahre als Richter nannte er in seinen unveröffentlichten Erinnerungen eine „vorgeburtliche Existenz“. Ohne nachzudenken oder gar zu widersprechen war er Soldat und Korpsstudent und stand beim Kapp-Putsch bewaffnet den revolutionären Arbeitern gegenüber. Der Weimarer Demokratie begegnete er mit „angestrebter Verachtung“. 1928 wurde er in Chemnitz zum Landgerichtsrat ernannt. Mit dem Präsidenten der Strafkammer, Rudolf Ziel, einem überzeugten Demokraten, verband ihn bald eine streitbare Freundschaft. Ein anderer Kollege gab im gleichen Jahr, nach dem Tod des Vaters, den entscheidenden Anstoß zur religiösen Umkehr: Kreyssig „gerät über die Bibel“. Die nun folgenden Jahre beschreibt er als einen Geburtsvorgang, in dem alles bisherige Denken und Sein versank.

Angesichts der elementaren Rechtsbrüche, die nach Hitlers Machtergreifung geduldet und begangen wurden, erwog Kreyssig im Frühjahr 1933, aus dem Richteramt auszusteigen. Doch dann, nach einer schlaflosen Nacht, erschien es ihm zu billig, den Willfähigen das Feld kampflos zu überlassen; die Ungewissheit jedoch, ob seine Entscheidung richtig war, hielt ihn wach und aufmerksam und bewahrte ihm ein intaktes Rechtsbewusstsein. So manchem Verfolgten

hat er kraft seines Amtes helfen können.

1934, bald nach ihrer Gründung, wurde Lothar Kreyssig Mitglied der Bekennenden Kirche. Von da an war er unermüdlich in ihrem Dienst unterwegs: hielt Vorträge, schaffte die Verbindung zwischen den Bekenntnisgemeinden, war Mitglied des Landesbruderrates in Dresden, leitete die sächsische Bekenntnissynode.

Als Richter wurde Kreyssig in dieser Zeit mehr und mehr kaltgestellt. Wissend, dass der Konflikt mit dem nationalsozialistischen Unrechtsstaat unausbleiblich sein würde, hatte er schon zu Beginn der dreißiger Jahre Kurse für biologisch-dynamische Landwirtschaftsführung besucht und schließlich in Hohenferchesar bei Brandenburg einen Bauernhof erworben. Zwei Jahre vor Beginn des Krieges begann für ihn und seine Familie das Bauernleben. Zunächst blieb er noch im Justizdienst und war in Brandenburg Vormundschaftsrichter; Tag für Tag gingen den Dienststunden im Amt vier Stunden Knechtsdienst im Stall voraus. Den ukrainischen und französischen „Fremdarbeitern“, die auf seinen Hof kommen, war er, unbeirrt von aller Bespitzelung, ein guter Hausvater. Zwei jüdische Frauen überleben auf dem Hof verborgen die schlimme Zeit.

Seiner heimischen Dorfgemeinde predigte er als „Bauernpastor“; im Brandenburger Wichernhaus versammelte er regelmäßig junge Leute zur Bibelarbeit um sich. Er war Mitglied des Provinzial- und Kreisbruderrates und nahm an den Reichssynoden der Bekennenden Kirche teil. Ausgerechnet gegen diesen Mann wurde 1939 ein Strafverfahren wegen Störung eines Gottesdienstes eröffnet: Kreyssig hatte in der Brandenburger Gotthardtskirche einen hitlertreuen Pastor am Betreten der Kanzel gehindert und dann, einen Sonntag später, die Gemeinde „angestiftet“, den Prediger durch unverdrossenen Gesang zum Verstummen zu bringen.

Der unbeugsame Richter

Im Herbst 1939, bald nach dem Überfall auf Polen, begannen die Nationalsozialisten mit der systematischen Tötung von geistig Behinderten. Ihre Morde nannten sie beschönigend Euthanasie, Gnadentod. Als Vormund-

schaftsrichter erhielt Kreyssig in der Folgezeit auffallend häufig Nachricht vom plötzlichen Tod seiner Mündel; die äußeren Umstände ähneln sich. Dem Richter wurde bald klar, dass sie Opfer eines planmäßigen Verbrechens geworden sein mussten.

Seine Beobachtung meldete er dem Präsidenten des höchsten preußischen Gerichtes, die dieser als „ungehörig“ zurückweist. Aber Kreyssig beharrte auf seinem Verdacht und wurde schließlich zum Justizministerium bestellt. Staatssekretär Freisler, der spätere Vorsitzende des Volksgerichtshofes, und endlich Justizminister Gürtner selbst bestätigten ihm die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Als rechtliche Legitimation dafür wurde ihm ein geheimer Führererlass vorgelegt. Anders als die hohen und höchsten „Rechtswahrer“ des Dritten Reiches aber kann der Amtsrichter Dr. Kreyssig dessen Rechtmäßigkeit nicht anerkennen: „Ein Führerwort schafft kein Recht.“ Er erstattete beim preußischen Generalstaatsanwalt Anzeige wegen Mordes gegen Reichsleiter Philipp Bouhler, dem Chef der „Kanzlei des Führers“, der von Hitler persönlich mit der Mordaktion beauftragt war.

Lothar Kreyssig war, soviel wir wissen, der einzige deutsche Jurist, der gegen die Euthanasiemorde eingeschritten ist. Einen „unbeugsamen gerechten Richter“ nannte ihn später Robert M.W. Kempner, US-amerikanischer Hauptankläger bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen. Kreyssig selbst erklärte 1968 beim Frankfurter Euthanasieprozess als Zeuge der Anklage: „Die Richter von damals sind schuldiger als andere, weil sie in ihrer Gesamtheit das Recht hätten besser vertreten müssen.“ Er selbst war nach seiner Anzeige in den Ruhestand versetzt und für „wehrunwürdig“ erklärt worden; schlimmere Konsequenzen hatte sein mutiges Vorgehen nicht. Bis zum Kriegsende wirtschaftete er unbehelligt als Bauer.

Nach dem Krieg lehnte er es ab, in der Sowjetischen Besatzungszone in den Justizdienst zurückzukehren. Frühzeitig erkannte er, dass das eine totalitäre Regime durch ein anderes abgelöst würde. 1946 wurde er als Konsistorialpräsident nach Magdeburg berufen. In diesem Amt, geprägt von den Erfahrungen der Bekennenden Kirche, beeinflusste

er entscheidend die Neugestaltung kirchlicher Verfassung und Struktur. Drei Jahre später wurde er Präses der Synode der Kirchenprovinz Sachsen, ein Dienst, der ihm auf den Leib geschrieben war. Zu seinen Obliegenheiten gehörte die Leitung der Evangelischen Akademie, der Laienbesuchsdienst und die Kirchentagsarbeit. Außerdem war er Vizepräsident des damals noch gesamtdeutschen Kirchentages, Präses der Synode der altpreußischen Union, Präsident der Berliner Kirchenkanzlei; die Bürden und Würden häuften sich. Es war eine schwierige Zeit; Präses Kreyszig war, für kirchliche und staatliche Stellen gleichermaßen, ein höchst unbequemer Partner. In all den Jahren war er unermüdlich in den Gemeinden unterwegs, immer das Gespräch suchend, immer voller Ideen und Pläne und beredt für sie werbend.

„Nur wer an Utopien glaubt, ist ein Realist.“ Mit diesem Wort könnte Ben Gurion Lothar Kreyszig gemeint haben. Seine Mitarbeiter hatten mehr als einmal unter dem Feuerwerk der Ideen und Utopien zu leiden. Auch Kreyszig hat sie nicht alle realisieren können. Seine Lieblingsidee, aus dem Bauernhof in Hohenferchesar einen Bruderhof, eine Arbeits- und Gebetskommunität für Juden und Christen zu machen, erwies sich als Utopie; niemand ist seinem Ruf gefolgt. Geblieben ist in einer Abstellkammer ein emaillierter Wegweiser „Bruderhof“.

Zwei andere Ideen aber, anfangs nicht minder utopisch, wurden Realität und sind es bis heute: Die 1957 ins Leben gerufene

Aktionsgemeinschaft für die Hungernden und die Aktion Sühnezeichen. Lothar Kreyszig hatte an den Weltkirchenversammlungen 1948 in Amsterdam und 1954 in Evanston teilgenommen und die globale Verantwortung der Christen füreinander erkannt. Jahrelang hat er danach sein Projekt der Ökumenischen Diakonie verfolgt. Aus dem Liebesgebot des Evangeliums leitete er ab, dass zum weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Denken auch die Wirklichkeit und Notwendigkeit des solidarischen Handelns gehört. Angesichts des Hungers und der unmittelbaren Lebensnot von Millionen Menschen sei eine nachhaltige Hilfe nur durch das gemeinsame Handeln aller möglich. Er fand zwar einige namhafte Mitstreiter, aber die maßgeblichen kirchlichen Gremien, sowohl der katholischen wie der evangelischen Kirche, erteilten seinem Projekt eine Absage. Notgedrungen musste Lothar Kreyszig sich auf das Machbare beschränken – was ihm immer schwerfiel. Er gründete 1957 in Berlin die Aktionsgemeinschaft für die Hungernden, die bis heute in Gestalt von INKOTA und der Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt fortgeführt wird, und war einer der Inspiratoren des ökumenischen Erntedankopfers und der Aktion Brot für die Welt.

Die Aktion Sühnezeichen schließlich hat Lothar Kreyszig 1958 gegründet, in einem Alter, in dem andere sich zur Ruhe setzen, und fast gegen den Willen der offiziellen Kirche. Das Angebot, junge Deutsche in den ehemaligen Feindländern zur Arbeit aufzu-

nehmen, wäre wohl nicht angenommen worden, so der damalige Generalsekretär des Ökumenischen Rates, Visser't Hooft, wenn nicht Kreyszig der Anbietende gewesen wäre. „Aber sein Ansehen, seine pneumatische Art sind ja unwiderstehlich.“ Nach dem Mauerbau 1961 baute er die Aktion Sühnezeichen in der DDR auf und leitete sie bis Ende 1969. Aktion Sühnezeichen blieb in beiden deutschen Staaten lebendig, in unterschiedlicher Ausprägung und unterschiedlicher Organisation, inzwischen längst wieder vereinigt.

Seinen Lebensabend hat Lothar Kreyszig in Bergisch Gladbach in der Nähe seiner Kinder verbracht. Am 5. Juli 1986 ist er dort gestorben. Sein Lebenswerk ist seither vielfach, von bedeutenden Zeitgenossen wie von unbekanntem Weggefährten, gewürdigt worden. Die Polen, vertreten durch die ZNAK-Gruppe und die Klubs der katholischen Intelligenz, haben noch zu seiner Lebenszeit sein Versöhnungswerk mit einem Festakt gewürdigt, bei dem der spätere polnische Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki die Laudatio hielt. In Deutschland wurde ihm bis zu seinem Tode eine gebührende persönliche Ehrung versagt. Allerdings hatte Kreyszig selbst alle angetragenen Orden und Würden abgelehnt. Erst nach seinem Tode wurden in mehreren Städten Straßen, Schulen und soziale Einrichtungen nach ihm benannt. Wichtiger aber ist, dass vieles von dem, was er angestoßen und begründet hat, bis heute lebendig geblieben ist.

Konrad Weiß ist Filmemacher, Publizist und Autor des Buchs „Lothar Kreyszig. Prophet der Versöhnung“ (Bleicher Verlag, Gerlingen 1998).

„So unterscheidet sich der Freie von dem Knecht“

Lothar Kreyszig als Ehemann und Vater / Jochen Kreyszig

Es ist mir nicht mehr erinnerlich, wann ich zum ersten Mal mit Bewusstsein den Spruch über dem Schreibtisch meines Vaters auf dem Bruderhof gesehen und gelesen habe. In dem Haus in unserer sächsischen Heimat – in Flöha –, konnte es nicht gewesen sein. Sein dortiges Arbeitszimmer wurde, als meine Erinnerungen einsetzten, schon von einem Pfarrer Schmidt der Bekennenden Kirche (BK) als Ausweichbüro genutzt. Vater arbeitete damals im sogenannten „Herrenzimmer“. Da seine Arbeitszeiten zu Hause aber immer erst am späteren Abend begannen und bis in die Nacht hinein dauerten, weiß ich darüber eigentlich nichts. Dort hing dieser Spruch

also sicher nicht, obwohl bereits damals sein Widerstand gegen die Nationalsozialisten, sein Kampf für das Recht, seine Sorge um Arme und Verfolgte sehr konkrete Formen angenommen hatten. Der Spruch von Theodor Storm lautete:

Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andere fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
der Freie von dem Knecht.

Wie sehr diese Worte sein Denken, seine Entscheidungen und sein Handeln beeinflussten, kann man seinem Verhalten und seinen Aktivitäten entnehmen. Zusätzlich

entscheidend bestimmt durch seinen unerschütterlichen christlichen Glauben.

Wir drei Brüder waren damals 15, 10 und 9 Jahre alt. Unser vierter Bruder Christoph Johannes wurde erst im Oktober 1939 als unser Nachkömmling geboren. Vater war sicher einer der gerechtesten Väter, die man sich denken kann.

Wir zwei der drei Brüder – unser ältester war daran nie beteiligt – fochten erhebliche Differenzen nicht nur verbal, sondern auch körperlich aus. Taten dies aber niemals, wenn wir nicht wussten, dass unser Vater weit weg vom Ort dieser Auseinandersetzung war. Nur einmal wurde Vater Zeuge einer solchen

Auseinandersetzung und nur dieses eine Mal hat uns unser Vater eine kräftige Backpeife verabreicht. Er ertrug viele Jungenstreiche und Dummheiten seiner Söhne, aber körperliche Auseinandersetzungen waren ihm unerträglich und er wollte sie unter keinen Umständen dulden.

Wir erfuhren direkt von Vater über das, was sich zwischen ihm und den Nazis, der faschistischen Justiz, der allumfassenden Diktatur abspielte, im Anfang nicht allzu viel. Unsere Eltern erzählten uns aber auch keine beschönigenden Versionen oder gaben uns ausflüchtende Informationen. Besonders dann nicht mehr als Frau Prochownik und Frau Behr, zwei von der Gestapo gesuchte Jüdinnen aus Berlin,



Das Ehepaar Kreyssig auf dem Bruderhof in Hohenferchesar

auf dem Bruderhof von unseren Eltern aufgenommen und verborgen wurden. Sie waren dann aus Sicherheitsgründen abwechselnd auf dem Bruderhof in Hohenferchesar und dem Marienhof in Päwesin am Beetzsee, den Freunde unserer Eltern, Dr. Ludwig Kletz in und seine Frau Maria, bewirtschafteten. So wurde durch den Wechsel des Aufenthaltes der Eindruck nach außen aufrechterhalten, es handelte sich um Besucherinnen. Beide haben dadurch den Naziterror überlebt.

Als die Nazis Vater 1941 aus dem Justizdienst geworfen hatten und er sich nur noch seinen offiziellen und geheimen kirchlichen Aufgaben und der Landwirtschaft widmete, wurde unser Informationsstand umfassender und detaillierter. Dabei wurde uns immer mehr klar, welchen Gefahren sich unser Vater glaubte, ohne Rücksicht auf sich selbst, aber auch auf Frau und Kinder, aussetzen zu müssen.

An einem gemeinsamen Tisch

Es waren außer Vater nur wir drei Söhne als Einheimische, die damals auf dem Bruderhof arbeiteten, bis 1942 unser ältester Bruder

durch die Einberufung zur Wehrmacht ausfiel. Unsere Belegschaft setzte sich darüber hinaus aus Kriegsgefangenen und ausländischen Zwangsarbeitern zusammen. Französische Kriegsgefangene, polnische und russische Zivilisten, die zwangsverschleppt worden waren, arbeiteten auf dem Bruderhof. Gegen die grundsätzlichen Weisungen der Nazis gab es aber bei uns vorerst keine getrennten Mahlzeiten. Es war eine Selbstverständlichkeit für Vater, eine große gemeinsame Tafel für die Familie und ihre Mitarbeiter auf dem Bruderhof zu unterhalten. Dies blieb den örtlichen Nazifunktionären nicht lange verborgen und wurde dann sehr bald offiziell verboten.

Mein jüngerer Bruder und ich selbst waren bis 1942 Schüler der von Saldern'schen Oberschule in Brandenburg (Saldria). Die immer intensiver werdende nationalsozialistische Indoktrination an der Schule missfiel Vater sehr bald erheblich. Er meldete uns ab und offiziell erhielten wir privaten Hausunterricht. Dr. Otto Söchtig, Lehrer an der Saldria und Mitglied der Bekennenden Kirche, empfing uns wöchentlich einmal in seiner Wohnung in Brandenburg, versorgte uns mit Aufgaben für die nächsten acht Tage und überprüfte das inzwischen erarbeitete Pensum. Viel haben wir auf schulischem Sektor nicht mehr geleistet. Die Arbeit in der Landwirtschaft beanspruchte uns viel zu sehr. Dort wo es am schwierigsten und am dreckigsten war, setzte uns Vater ein. Seine Begründung dafür war einleuchtend und ihr wurde unsererseits auch nie widersprochen: „Ihr habt zwei Hosen, die Anderen (unsere ausländischen Mitarbeiter) aber nur eine.“ Er selber arbeitete wie selbstverständlich gemeinsam mit uns an den betroffenen Arbeitsplätzen.

Seine meist illegale Tätigkeit in der BK erforderte öfter seine Abwesenheit von Familie

und Bruderhof. Was meine Mutter in diesen Jahren, eigentlich schon seit 1933, an Sorgen und Nöten durchlebt und durchlitten hat, wissen wir nicht. Sie musste ja immer damit rechnen, dass Vater nicht wieder zurückkam und sie selbst und wir Kinder ebenfalls abgeholt wurden. Sie hat auch nach dem Ende des Krieges kaum oder nur in vagen Andeutungen über ihre Empfindungen gesprochen. Ich bin fest überzeugt, dass mein Vater auch heute keinen Einspruch erheben würde, wenn unsere Mutter „heiliggesprochen“ werden sollte. Sie hätte es verdient. Seinem ökumenischen Verständnis hätte das alle Mal entsprochen. In vielen Jahren bis zum Tod meiner Mutter habe ich immer und immer wieder mit großer Ehrfurcht und tiefem Respekt an ihre kaum richtig einzuschätzenden Last gedacht, die sie mit diesem Menschen als Ehepartner und als Vater ihrer Kinder, hat durchstehen und erleben müssen. Wir haben in diesem Teilbereich des Lebens unserer Eltern allerdings nie einen Streit oder eine Auseinandersetzung zwischen ihnen erlebt. Wir wissen nicht, ob Mutter und Vater sich über alle die Schwierigkeiten und Gefährdungen ausgetauscht und verständigt haben, ob sie einvernehmlich und gemeinsam entschieden.

Unser Vater war nicht nur ein umfassend gebildeter, überaus belesener Mann, er hatte auch eine großartige Beziehung zu Dichtkunst und Musik. Leider ist die Mehrzahl seiner eigenen Gedichte nicht erhalten geblieben.

Wir, zwei seiner Söhne, erhielten von ihm Geigenunterricht. Er selbst spielte hervorragend Geige und hat eigentlich immer in Kammermusikensembles gespielt. Hausmusik und chorisches Singen waren ein fester Bestandteil des Lebens auf dem Bruderhof. Der Unterricht bei ihm war nicht unkompliziert. Vater war ein ungeduldiger Lehrer, der die hohen Ansprüche, die er selber in allen Bereichen an sich stellte, auch auf uns übertrug. Die gemeinsame Musik machte aber auch großen Spaß und viel Freude.

Er ist vor 21 Jahren gestorben. Wir denken immer wieder daran, was die erste unblutige deutsche Revolution 1989 für ihn bedeutet hätte, die er immer für ein mögliches Wunder gehalten hat. Wir versuchen uns auch vorzustellen, was er zum 50-jährigen Bestehen der Aktion Sühnezeichen gesagt und gedacht haben würde. Sie war „sein liebstes Kind“. Für ihn das beste Ergebnis seiner Arbeit, das Werk, das ihm am meisten am Herzen lag.

Es wird einem Sohn dieses Vaters bestimmt nachgesehen, wenn er fest überzeugt ist, es gab und gibt wenige Menschen, die den Versen von Theodor Storm in den dunkelsten Jahren der deutschen Geschichte so umfassend gerecht geworden sind wie unser Vater Lothar Kreyssig.

Jochen Kreyssig lebt im Ruhestand auf dem Bruderhof Hohenferchesar.

Lothar Kreyssig – der unbeugsame Visionär

Lothar Kreyssig hat in seinem Leben viel bewegt. Ohne seine Initiative wäre wohl nicht nur die Aktionsgemeinschaft für die Hungernden niemals gegründet worden. Lothar Kreyssig hat durch seinen unermüdlichen Einsatz, sein visionäres Denken und sein aufrechtes Leben aber auch viele Menschen beeindruckt und zum Handeln ermutigt. Sein Beispiel wirkt bis heute fort und regt weiter an, wie die folgenden fünf Annäherungen zeigen.

Geschenktes Erbe

50 Jahre junge Wurzeln – keine allzu lange Zeit für einen heute so etablierten Politikzweig wie die Entwicklungszusammenarbeit. Erstaunt verfolge ich die Spuren, die das Erbe der AfH-Gründung vor 50 Jahren und das Leben und Wirken Lothar Kreyssigs hinterlassen haben, deren Bedeutung uns jedoch erst ganz allmählich erkennbar wird.

Kreyssigs Aufruf 1957 war das Ergebnis seiner Ungeduld, aus dem Nachkriegsdeutschland heraus eine selbstlose Initiative in Verantwortung für die Hungernden der Welt zu starten. Als ich 1987 zu INKOTA kam, waren auch die Aktionsgruppen und Mitglieder von INKOTA getrieben von dieser Ungeduld, in den offiziellen, rigiden Strukturen der staatlichen Solidarität eigene Akzente im Sinne der Weltverantwortung zu setzen.



Annette Berger
ist Vorsitzende des
Koordinierungskreises des
INKOTA-netzwerks.

Mit der AfH wollte Kreyssig „Dem Nächsten ein Gesicht geben“, also direkte Projektpatenschaften herstellen und Verantwortung lebendig werden lassen. Auch INKOTA versucht den Menschen im Süden hier eine Stimme zu geben, wenn auch in anderer Form: zu DDR-Zeiten zum Beispiel in der Unterstützung der hier lebenden VertragsarbeiterInnen mit den „Cabana“-Begegnungszentren oder heute in der Kampagnenarbeit oder durch Delegationsreisen der Partner aus dem Süden.

Weltpolitische und ökonomische Herausforderungen leiteten die Überlegungen Kreyssigs. So forderte er zu „gemeinsamem Handeln“ der Christenheit auf und lies dies konkret werden: Er verband Versöhnungs- und Friedensarbeit mit der ökologischen Landwirtschaft und mit Entwicklungsverantwortung. Diese Verflochtenheit begegnete uns später im konziliaren Prozess und prägt die Projektarbeit von INKOTA bis heute.

„Bereitwilligkeit zur Selbstentäußerung“ war eine von Kreyssigs Devisen. Von der Ak-

tion „Miss a meal“ inspiriert forderte er dazu auf, einen Teil des Überflusses an Hungernde abzugeben. Vielleicht fanden sich in den frühen studentischen Initiativen „action five“, die in den 70er Jahren Teil von INKOTA waren, fünf Prozent ihres Einkommens (von damals 180 Mark!) der Nord-Süd-Arbeit zur Verfügung stellten, Spuren davon.

Kreyssig baute auf die mobilisierende Kraft transparenter Informationen, von Rundbriefen und Laiendiensten als Bewusstseinsarbeit an der Basis. INKOTA hat im Namen INFORMATION als Ziel verankert, pflegt den INKOTA-Brief bis heute und hat den Laiendienst als Gemeindedienst wieder aufleben lassen.

Kreyssig gab Anstöße für die entwicklungspolitische Arbeit: Die Hilfe sollte als „Hilfe zur Selbsthilfe“ organisiert werden, die Partner sollten „eine eigene Existenzgrundlage gewinnen“. Er benutzte in diesem Zusammenhang erstmalig das Wort „nachhaltig“, das nach vielen Jahrzehnten zum Standardbegriff der Entwicklungspolitik werden sollte.

Und so könnte ich fortfahren. Immer wieder stoße ich bei Kreyssig auf Gedanken und Maßstäbe, die erstaunen und faszinieren, die aber vor allem nicht nur Worte blieben, sondern die er immer auch versuchte, direkt in die Tat umzusetzen.

Geschenktes Erbe? Mit Erbschaften kann sehr verschieden umgegangen werden. Man kann sie entdecken, annehmen oder auch ausschlagen. INKOTA hat ein wunderbares und aufregendes Erbe angetreten und vieles davon in die alltägliche Arbeit integriert. Lassen wir uns produktiv inspirieren von unserem Jubiläum und die Spuren nicht verwischen, die uns vor 50 Jahren mit auf den Weg gegeben wurden.

„Man kann es einfach tun“

Als ein Marinerichter, der später Ministerpräsident wurde, noch Deserteure der NS-Wehrmacht zum Tode verurteilen ließ, war der Amtsrichter Lothar Kreyssig schon mehrere Jahre vom Dienst suspendiert. Weil er gegen die Euthanasie Morde der Nazis protestiert hatte und die ihm vorgelegte Weisung Hitlers nicht als rechtsverbindlich anerkannte. Er war von 1400 Vormundschaftsrichtern der einzige, der Zivilcourage bewies, den für die

Morde Verantwortlichen anzeigte und diese „Anmaßung des Menschen, Leben beenden zu dürfen“ scharf verurteilte. Als eben derselbe Ministerpräsident sein berühmtes Wort „Was damals rechtens war, kann heute nicht Unrecht sein“ sprach, trieben den Christen Lothar Kreyssig die Probleme von Schuld und Sühne, Reue und Verantwortung schon lange um. Er hatte, obwohl er gegen das Unrecht protestiert hatte, kein „pathologisch gutes Gewissen“ (Eppler).



Volkmar Deile,
Pfarrer im Ruhestand,
war von 1975 bis 1984
Geschäftsführer der
Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste und von
1990 bis 1999
Generalsekretär der
deutschen Sektion von
amnesty international.

Dies war Lothar Kreyssig nicht in die Wiege gelegt. Anfang der 1930er Jahre wurde aus dem deutschnationalen Corpsstudenten und Zeitfreiwilligen eines Freicorps ein Gegner jeder Diktatur. Und aus einem formalen Kirchenmitglied ein aktiver Mitstreiter der Bekennenden Kirche. Das war und blieb er mit Geist und Seele, Wort und Tat sein Leben lang. 1954 misslang der erste Versuch, eine Aktion Sühnezeichen zu gründen. „Schwärmerisch, verstiegen, unrealistisch oder verspätet“, so schildert er die Reaktionen derer auf seinen Plan, die er nicht gewinnen konnte. Aber er wäre nicht Lothar Kreyssig, wenn dies das letzte Wort gewesen wäre. Ein Jahr nach dem Aufruf „Für die Hungernden“ und der Gründung der Aktionsgemeinschaft 1957 konnte er vor der Synode der EKD den Aufruf zur Aktion Sühnezeichen „Wir bitten um Frieden“ verlesen. 1959 folgte dann der „Weltfriedensdienst“. Hervorstechendes Merkmal aller drei Gründungen ist die praktische Orientierung des für richtig Erkannten. „Dass unbewältigte Gegenwart an unbewältigter Vergangenheit krank, dass am Ende Friede nicht ohne Versöhnung werden kann, das ist weder rechtlich noch programmatisch darzustellen, aber man kann es einfach tun. Quäker, Mennoniten und andere machen es uns schon lange vor“, so Kreyssig 1958. Das galt auch nach dem Mauerbau, der zu unterschiedlichen Entwicklungen seiner Initiativen

in Ost und West führte. Struktureller Schuldunfähigkeit misstraute er, egal wo und in welcher Form, weil Vergebung für ihn kein leeres Wort war. Wie diese „ansteckende Gesundheit“ wenigstens zeichenhaft zu Frieden und Gerechtigkeit beitragen kann, dieser Frage galt sein Leben.

Lothar Kreyssig war ein Mensch mit christlich gebundenem Gewissen. Er war ein „Prophet der Versöhnung“ (Konrad Weiß), der keiner Schwierigkeit aus dem Weg ging – aus Verantwortung vor Gott und den Menschen. So sollten wir ihn in Erinnerung behalten.

Immer die Welt im Blick

Es gibt Zeiten, da braucht es radikal engagierte Menschen, die sich nicht vorschnell entmutigen lassen und auch nicht aufhören, andere bedrängend und mit Nachdruck zum Mittun anzuregen. Lothar Kreyssig war ein solcher Mahner und Drängler und hat sich damit nicht nur Freunde gemacht.

In die Geschichte seiner „heiligen Unruhe“ gehören seine Aufrufe für die „Aktionsgemeinschaft für die Hungernden“ (1957) genauso wie der ein Jahr später erfolgte Aufruf „Wir bitten um Frieden“, mit dem die „Aktion Sühnezeichen“ ins Leben gerufen wurde.



Axel Noack
ist Bischof der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und Mitglied des INKOTA-Beirats.

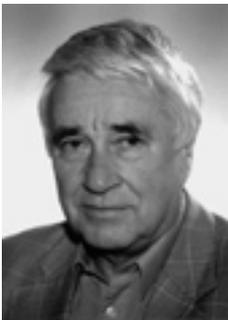
„Aktion“ ist ein wichtiges Stichwort, wenn von Lothar Kreyssig die Rede ist. Unsere Kirche, die Kirchenprovinz Sachsen, weiß davon Einiges zu berichten, war er doch hier als Laienprediger, als Jurist und zeitweiliger Konsistorialpräsident und dann vor allem als Synodalpräses über Jahrzehnte engagiert. Die Wiederbegründung unserer Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg und vor allem auch der ziemlich kompromisslose Weg dieser Kirche zu Zeiten von SBZ und DDR wurde von ihm wesentlich geprägt. Dass er dabei immer die Welt im Blick hatte, macht sein Engagement für die Hungernden, für die „Aktionen“ „Brot für die Welt“ und „Sühnezeichen“ deutlich: Radikal und immer ziemlich konkret: „Einmal in der Woche verzichten wir auf eine Mahlzeit oder halten sie in besonders bescheidener Weise.“ Jahre später, 1968 auf der Weltkirchenkonferenz in Uppsala, hatte die kirchliche Entwicklungshilfe die Köpfe und Herzen der Gemeinden erreicht.

Heute könnte unsere Zeit wieder die mah-

nende Ungeduld eines Lothar Kreyssig vertragen. Den Menschen ist zwar nicht egal, dass so viele immer noch hungern. Aber die Hoffnung ist kleiner geworden, mit „Aktionen“ wirkliche und nachhaltige Veränderung bewirken zu können. Wer sagt im Jahre 2007: „Wir haben erfahren, daß tatbereite, beharrliche Liebe heilt, schöpferisch ist und das Unmögliche vermag. Sie ist Gott sei Dank nicht weniger ansteckend als Zorn und Haß?“

Beharren im zeichenhaften Tun

Als ich 1970 Mitarbeiter der Aktion Sühnezeichen wurde, hatte ich mehrmals die Gelegenheit, auf dem Bauernhof in Hohenferchesar bei Präses Kreyssig (so wurde er von uns liebevoll genannt) zu sein, bis er Ende 1971 nach West-Berlin übersiedelte. Eine Begebenheit ist mir aus dieser Zeit sehr deutlich und prägend in Erinnerung geblieben. Frau Kreyssig, eine gute Gastgeberin, lud mich bei einem



Hans-Detlef Peter
ist Gründungsmitglied von INKOTA, war von 1970 bis 1979 Geschäftsführer der Aktion Sühnezeichen (Ost) und von 1979 bis 1986 geschäftsführender Sekretär von INKOTA.

Besuch an einem Freitag zum Mittagessen ein. Sie bemerkte: Wundern Sie sich nicht, mein Mann hat heute seinen persönlichen Verzichtstag, da isst er nur eine kleine Suppe. So lernte ich Präses Kreyssig kennen, einen Menschen mit Grundsätzen auch im alltäglichen Leben – geprägt durch eine tiefe Frömmigkeit, beharrlich im zeichenhaften Tun, dass auch andere Menschen ansteckte. In dem Aufruf zur Gründung der Aktionsgemeinschaft für die Hungernden (AfH) von 1957 heißt es: „Gesinnung aber erweist sich durch die Tat“.

Für ihn war eine Beteiligung an der aus England stammenden Aktion „Miss-a-meal-Bewegung“ – der wöchentliche Verzicht auf eine Mahlzeit zugunsten eines konkreten Hilfsprojekts für die Hungernden in der Welt – „der Ausdruck einer stetigen Gesinnung und einer persönlichen Solidarität“.

Ich hatte innerhalb der Aktion Sühnezeichen den Auftrag, die Aktionsgemeinschaft für die Hungernden (Ost) zu betreuen. Ich besuchte treue Spender im Eichsfeld und in Sachsen und konnte erleben, wie, durch Präses Kreyssig angeregt, evangelische und katholische Christen sich an dieser Aktion beteiligten und damit die Projektarbeit der AfH unterstützten.

Die Aktionsgemeinschaft für die Hungernden war geprägt durch die ökumenische

Zusammenarbeit von Präses Kreyssig. So wurde sie auch in den siebziger und achtziger Jahren der Träger der INKOTA-Arbeit, in der sich verschiedene Gruppen und Einzelengagierte unterschiedlicher Bekenntnisse engagierten. Die ökumenische Partnerschaft der Konfessionen und weltweit ist ein Vermächtnis der Gründungsmitglieder der Aktionsgemeinschaft 1957 für eine christliche Verantwortung für die Hungernden der Erde.

Alles bleibt noch zu tun

Von Zeit zu Zeit werden wir von einer Person getroffen wie von einem alten Bekannten, der unerwartet an einem vertrauten Ort auftaucht. Oder wie von jenem berühmten Blitz aus heiterem Himmel, der in aller Schärfe das Wesentliche erhellt und uns erschüttert. Bis zum Frühjahr 2007 war Lothar Kreyssig für mich Geschichte vom Hörensagen, Teil des Gründungsmythos von INKOTA. Dann las ich Konrad Weiß' Biographie Kreyssigs, und die Dinge ordneten sich anders. „Der Alte“ war immer schon da, so scheint es: Ökumene, Versöhnung, Gerechtigkeit, Bewahrung der



Gregor Mennicken
ist Arzt in Dresden und Mitglied im Koordinationskreis des INKOTA-netzwerks.

Schöpfung. Im Hygienemuseum begegnet er mir, dem musizierenden Arzt, in der Ausstellung „Tödliche Medizin“ als Richter, der sich den Euthanasie-Verbrechen der Nazis widersetzt. Dem Geiger der Band Pankraz, die Volker von Thörnes Gedichte vertonte, zeigt er sich als Weggefährte des Dichters. Dem Vater offenbart sich, dass das Diakonissenkrankenhaus, in dem meine Söhne geboren wurden, durch die Aktion Sühnezeichen enttrümmert und zum Teil wiederaufgebaut wurde. Auch zur Errichtung der Versöhnungskirche der mir viel bedeutenden ökumenischen Gemeinschaft in Taizé ging der Impuls von Lothar Kreyssig aus, der sein offenes Zuhause Bruderhof nannte. Der Initiator der Aktionsgemeinschaft für die Hungernden verbindet für mich Taizé mit INKOTA. In dem Alter, in dem ich jetzt bin, zog Kreyssig aufs Land, um biologisch-dynamisch zu wirtschaften. Sein Leben ist eine sehr persönliche Anfrage, wie es um mein Engagement steht, „Salz der Erde“ (Mt 5,13) zu sein.

Eine Liste mit Hinweisen zur Literatur zu Lothar Kreyssig, der AfH und zu den Anfängen der deutschen Entwicklungszusammenarbeit kann bei hans-joachim.doering@ekmd.de angefordert werden.

Spiritualität und Weltverantwortung

Lothar Kreysigs Verständnis der Evangelischen Kirchentage / Reinhard Höppner

Ich bin gelegentlich als Enkel von Lothar Kreysig bezeichnet worden. Das mag im wahrsten Sinne eine etwas provinzielle Sicht gewesen sein, denn es bezog sich auf die Provinz. Kreysig war nach 1945 der erste Präses der Synode der Kirchenprovinz Sachsen. Ich war sein Nach-Nachfolger in diesem Amt und kann durchaus nachempfinden, dass er dieses Amt geliebt und seine Möglichkeiten kräftig genutzt hat, Kirche mit zu gestalten. Viel später, als ich Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages wurde, entstand noch eine weitere „Nachfolge“. Kreysig war bis 1959 Vizepräsident Ost des Deutschen Evangelischen Kirchentages. In dieser Laienbewegung lebte der Geist der Bekennenden Kirche. Kein Wunder also, dass sich Kreysig von Anfang an dieser Bewegung zugehörig fühlte und in ihr aktiv mitwirkte.

Die Kirchentagsbewegung war sehr bewusst eine gesamtdeutsche Einrichtung. Damit geriet sie natürlich sehr schnell mit dem SED-Staat in Konflikt. Nahm 1951 in Berlin noch der Präsident der DDR Wilhelm Pieck am Eröffnungsgottesdienst teil, so wurde schon 1952 entgegen ursprünglichen Zusagen den DDR-Bürgern die Teilnahme am

Stuttgarter Kirchentag verweigert. Kreysig fiel die undankbare Aufgabe zu, mit den staatlichen Stellen der DDR zu verhandeln, um diese Repressionen abzuwenden. Viel Erfolg war ihm dabei wegen der starren Haltung der DDR-Führung nicht beschieden. So fuhr Kreysig schließlich mit wenigen aus der DDR nach Stuttgart und leitete dort die Arbeitsgruppe über Fragen der Arbeitswelt.

Es war für mich eine Freude nachzulesen, wie Kreysig schon damals die kritischen politischen Probleme der Zeit offen angesprochen hat. Er hat damit eine Tradition begründet, die wir bis heute durchzuhalten versuchen. Viel Freunde hat er sich schon damals damit nicht gemacht, wenn er für die Mitbestimmung in den Betrieben eintrat, die 1952 noch höchst umstritten war. Auch die sozialen Verpflichtungen, die der Besitz an Eigentum mit sich bringt, wurden von ihm offen angesprochen. Manche seiner Sätze sind heute noch so aktuell wie damals.

Eine große Freude muss es für ihn gewesen sein, dass 1954 in Leipzig wieder ein Kirchentag im Osten stattfand. Vielen ist dieser noch als großer gesamtdeutscher Kirchentag in Erinnerung ist. Er war für ihn allerdings auch mit Enttäuschungen verbun-

den. Für viele sehr spontan brachte er die Idee von einer „Aktion Sühnezeichen“ ins Gespräch. Seine Spontaneität, seine mutigen Visionen aber überforderten die meisten in seiner Arbeitsgruppe. Die Zeit war noch nicht reif. Anders die Idee, eine Kollekte für die Hungernden in der Welt zu sammeln, die er in die Kirchentagsbewegung einbrachte und die beim Kirchentag 1956 in Frankfurt/Main erstmals umgesetzt wurde. Dahinter stand seine Vision von weltweiter Diakonie, Ausgangspunkt auch für die inzwischen etablierte Aktion „Brot für die Welt“.

Wenn ich mit diesem Rückblick in die Vergangenheit die Kirchentagsbewegung von heute betrachte, dann wird mir deutlich, wie nachhaltig Menschen wie Lothar Kreysig diese Bewegung mit geprägt haben. Spiritualität und Weltverantwortung gehören untrennbar zusammen. Das habe ich beim Evangelischen Kirchentag dieses Jahr in Köln oft gesagt. Wie diese Botschaft gelebt wird, das kann man an ihm sehen. Auch in diesem Sinne bin ich gerne sein Enkel.

Reinhard Höppner war von 1980 bis 1994 Präses der Synode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, von 1994 bis 2002 Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt und ist seit 2005 Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages.

Protestantisches Profil oder ökumenische Weite

Lothar Kreysig, die AfH und die Anfänge der Aktion Brot für die Welt

Hans-Joachim Döring

„Es gibt eine lange Vorgeschichte. Der damalige Magdeburger Synodalpräses Kreysig hatte von einer englischen Organisation gehört, die eine Sammlung veranstaltete mit dem Namen ‚Miss a meal‘, übersetzt ‚Lass eine Mahlzeit ausfallen‘. Den finanziellen Gegenwert dieser Mahlzeit sollten die Menschen dann in einen Sammelkasten geben. Dieses Projekt bewog ihn dann, eine Zigarrenkiste in das kirchliche Amt in Berlin mitzubringen und darauf zu schreiben ‚Für die Hungernden‘.“ So erinnert sich Bernhard

Ohse, erster Pressesprecher der Aktion an den Beginn des Hilfswerkes.

Das war im Januar 1957. Der in Indien lebende anglikanische Priester Murray Rogers hatte auf Einladung Lothar Kreysigs in seinem Berliner Büro einem kleinen Kreis Vertrauter über die Lage in Indien und die englische Laienbewegung berichtet. Dem Treffen waren ein fast fünfjähriges Engagement Kreysigs um ökumenische Diakonie und Solidarität als gemeinsames Projekt von Protestanten, Katholiken und Juden voraus-

gegangen. Enttäuscht von der Schwerfälligkeit der kirchlichen Großapparate, ihren Lernhemmungen und ihrer „Unbußfertigkeit“ ließ Kreysig 1957 das Projekt „Inter-Church-Aid/Ökumenische Diakonie“ fallen und setzte auf die einzelnen ChristInnen und BürgerInnen.

An der Evangelischen Akademie in Berlin initiierte Kreysig gemeinsam mit dem Akademiedirektor Erich Müller-Gangloff und dem Leiter des Berliner Büros der Innern Mission und Hilfswerke Christian Berg, beide



Weggefährten aus der Bekennenden Kirche, zwei Tagungen: im Mai 1957 die Tagung „Ökumenische Diakonie“ und im August eine Tagung unter dem Titel „Der weiße Mann und seine dunklen Brüder“, die wohl als Start für zur AfH geplant gewesen war. Seit Frühjahr 1957 arbeiteten Kreyssig und seine Mitstreiter an einem Aufruf. Frühe Fassungen tragen Überschriften wie „Brot für alle“ oder „Brot auch für die anderen“. Der bekannte Aufruf „Für die Hungernden“ wurde im Sommer fertiggestellt. Sofort gingen unerwartet viele Spenden für die „Aktionsgemeinschaft für die Hungernden“ ein. Die Opferbereitschaft übertraf die Erwartungen der Initiatoren und beschämte die Zögerlichen.

Nachdem die Fuldaer Bischofskonferenz im Frühjahr 1959 das katholische Fastenopfer Misereor¹ ins Leben gerufen hatte und Anstöße von kleineren ökumenischen Aktionen – wie Eirene oder der AfH – kamen, begannen auch die offiziellen Instanzen der evangelischen Kirchen über ein eigenes Hilfs- und Sammelwerk nachzudenken. Lothar Kreyssig war bei den entscheidenden Sitzungen dabei. Als Mitglied des Rates der EKD setzte er sich maßgeblich dafür ein, dass die Aktion „Brot für die Welt“ auf die Gleise gehoben wurde.

Der protestantische landeskirchliche Provinzialismus wurde durch die weltweit agierende katholische Kirche und durch weitblickende Laienbewegungen zum Handeln provoziert. Der erste Aufruf der Aktion „Brot für die Welt“ 1959 weist Parallelen zu den ersten Aufrufen der Aktionsgemeinschaft auf. Kreyssig wirbt im Rundbrief der AfH vom September 1959 für die neuen kirchlichen Werke: „In diesem Jahr treten in Deutschland die beiden großen christlichen Konfessionen in den Kampf gegen die Weltnot Hunger ein. (...) Das ist, angesichts der oben angedeuteten ungeheuren Dimensionen der Aufgabe, etwas Befreiendes. (...) Wir bitten unsere Freunde, es in der Gemeinde, der sie ihrem Glauben nach zugehören, an ihrem Opfer und am vollen Einsatz ihrer Person nicht fehlen zu lassen. Nicht überall wird das unfaßbare Elend des hungernden Menschenbruders genau genug gesehen und tief genug empfunden, so daß Werksegoismus und Ressortdenken in Beschämung über unsere geschichtliche Schuld und unsere Versäumnisse verschwinden. Bitte lassen Sie keinen Zweifel aufkommen, daß wir den kirchlichen Aktionen, denen wir zu unserem Teil ein wenig haben vorarbeiten können, nicht etwa in den Weg treten, sondern beistehen, wo und wie wir es vermögen.“

Das erste Sammelergebnis für „Brot“ war überwältigend: 14 Millionen D-Mark in Westdeutschland und 4,5 Millionen Mark in Ostdeutschland – wo kein Wirtschaftswunder per Marshall-Plan stattfinden konnte, sondern wo Industriedemontage und Fachkräftedeportationen den Aufbau mit bestimmten.

Kreyssig wird neben dem Mecklenburger Christian Berg, dem Altmärker und Berliner Missionsdirektor Gerhard Brennecke und dem Dresdener Ulrich von Brück als vierter Ostdeutscher in den ersten Vergabeausschuss von „Brot“ berufen. Christian Berg, der „Brot-Mann“ in Berlin wiederum in den Vergabeausschuss der AfH. Alles schien gut und gedeihlich.

Misstöne im guten Miteinander

Doch ins gute Miteinander mischen sich heftige Misstöne. In einem Schreiben des Diakonischen Rates an alle Landeskirchen vom 11. April 1961 wird Mitteilung über eine „gründliche Beschäftigung“ mit Präses Dr. Kreyssig gemacht. Äußerst knapp werden seine Impulse für die ökumenische Verantwortung, „durch die Glieder und Gemeinden dafür aufgeweckt wurden“, erwähnt, um dann scharf festzustellen: „In der Arbeit des Reiches Gottes gibt es gewiss kein Monopol. Aber Klarheit und Ordnung² gehören zu den unerläßlichen Voraussetzungen gesegneter Arbeit.“ Die Gemeinden sollten angehalten werden, nicht mehr für die AfH zu sammeln. Als Hauptgrund wird der überkonfessionelle Ansatz von Kreyssig genannt, also die Zusammenarbeit von Protestanten, Katholiken und Juden. Denn Überkonfessionalität ist nicht „Grundlage evangelischer Diakonie“². Die Gemeinden und Pfarrer sollten den Unterschied zwischen „Brot“ und der AfH „klar wissen“, wird den Kirchenleitungen mahnend nahegelegt.

Kreyssig ist von den Vorwürfen überrascht und wegen der Begründung, die seinem Versöhnungsanliegen entgegenstanden, getroffen. Zudem hatte er von dem Schreiben über Dritte erfahren müssen. In einem vertraulichen Brief unter anderem an Kurt Scharf vom 14. Mai 1961 äußert er seine Enttäuschung über diese „konfessionelle Verklemmung“ und bedauert zutiefst, dass „die Panzergeneräle der Diakonie“ ihm und der AfH nach anfänglicher „süß-saurer Zustimmung“ nun „die Tür weisen wollen“. Ressentiments aus dem Kirchenkampf während des Nationalsozialismus brechen auf. Einer der Unterzeichner des Diakoniebriefes war Wehrmachtspfarrer gewesen. Eine für den Herbst 1961 angesetzte und von beiden Seiten angestrebte Aussprache konnte aufgrund des Baus der Berliner Mauer nicht mehr stattfinden.

Bei diesem längst historischen Konflikt wird es neben gewichtigen kirchenpolitischen Strömungen auch um den damals noch neuen Spendenmarkt gegangen sein. Das war zu Beginn der entwicklungspolitischen Aktionen nicht viel anders, wie es heute noch aktuell ist. Inzwischen zählt auch „Brot für die Welt“ Lothar Kreyssig und die AfH seit langem zu ihren guten Wurzeln. Und die gegenwärtige Projekt- wie Programmpo-

litik ist ausgesprochen überkonfessionell und bündnisoffen. Zudem: Gründerpersönlichkeiten und „Pionierorganisationen“ müssen auch Konflikte aushalten können. Aber die Balance von Konzentration und Vielfalt wie von Profil und Kooperation bleibt – in Zeiten materieller Fülle wie potenzieller Knappheit – eine Aufgabe in der entwicklungspolitischen Gemeinschaft, wenn auch mit verteilten Rollen für „Große“ und „Kleine“.

1 Vorsitzender und maßgeblicher Förderer von Misereor war Kardinal Frings/Essen, mit dem Kreyssig seit 1954 in Korrespondenz wegen des Projektes Inter-Church-Aid stand.
2 Unterstreichungen im Original.

Hans-Joachim Döring

Zwei unterschiedliche Geschwister

Die gemeinsamen Wurzeln von Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt und INKOTA / Brigitte Kunze

Als Lothar Kreyssig vor 50 Jahren die Deutschen im Nachkriegsdeutschland zur Solidarität für die Hungernden aufrief, konnte er nicht ahnen, dass „die“ Deutschen bald darauf nur noch wenige gemeinsame Aktionen durchführen würden, erst recht auf internationaler Ebene. So waren bald darauf die Unterstützer des „Aufrufs für die Hungernden“ auf beiden Seiten der Mauer getrennt. Kontakte waren schwierig und selten.

Während sich in der DDR unter den Flügeln der evangelischen Kirche die Aktion weiterentwickelte und in der Gründung von INKOTA mündete, entwickelte sich in der BRD die Aktion zur Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt (ASW). Es gibt viele Gemeinsamkeiten und Parallelen: Die Solidarität mit marginalisierten und unterprivilegierten Menschen wird bei beiden Organisationen großgeschrieben. Selbstorganisation, Netzwerke und der Fokus auf die Menschenrechte, Frauenprojekte und der Umweltschutz sind beiden ein wichtiger Bestandteil der Arbeit. Entsprechend dem ungleichen politischen Umfeld entwickelten sich ASW und INKOTA aber auch unterschiedlich: Die Projektländer im Süden sind verschieden, die ASW betont die konfessionelle Unabhängigkeit. Sie finanziert sich nahezu ausschließlich durch Spenden von Privatpersonen. So sind im Lauf der Zeit zwei unabhängige unterschiedliche Entwicklungsorganisationen aus den gemeinsamen Wurzeln, die Lothar Kreyssig gepflanzt hat, gewachsen.

Die ASW wünscht ihrem Geschwister INKOTA das Allerbeste und weiterhin viel Erfolg. Auf dass wir gemeinsam einen guten Beitrag „made in Germany“ leisten können für Gerechtigkeit und Solidarität in der Welt.

Brigitte Kunze ist Geschäftsführerin der Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt.

INKOTA heute: „Gemeinsam für eine gerechtere Welt“



INKOTA bei der Friedenswerkstatt 1987 in Berlin

1957 inspiriert Lothar Kreyssig viele Menschen in Deutschland mit der Forderung „Verbinde dich mit den Hungernden durch ein echtes Opfer, indem du am Freitag oder einem anderen Tag jeder Woche auf eine Mahlzeit verzichtest und das Ersparte für die Bedürftigen spendest.“ Eine sehr erfolgreiche Aktion, die von Prominenten wie Willy Brandt, Heinz Galinski und Otto Suhr unterstützt wurde. 14 Jahre später hatte der Aufruf nicht an Aktualität verloren, noch immer litt mehr als ein Drittel der Menschheit an Unterernährung, während sich hier in Deutschland der Wohlstand etablierte. Der „Aufruf für die Hungernden“ von Präses Kreyssig wurde bei der INKOTA-Gründung 1971 in Halle weiterentwickelt, so hieß das Motto damals „Aufbruch gegen die Weltarmut“.

Was bedeutet diese Forderung für INKOTA heute?

Entstanden aus der Idee, sich nicht damit abzugeben, Projekte im Süden nur finanziell zu unterstützen, sondern vor allem bei uns die Ursachen zu verändern, ist INKOTA heute ein entwicklungspolitisches Netzwerk von Mitgliedsgruppen, Einzelmitgliedern, Weltläden und Kirchengemeinden, die sich für weltweite Gerechtigkeit, nachhaltige Entwicklung, Armutsbekämpfung und faire Weltwirtschaft einsetzen.

Dass der „Aufruf für die Hungernden“ heute genauso aktuell ist wie vor 50 Jahren, zeigt sich in unserer täglichen Projektarbeit. So unterstützt INKOTA etwa ein Projekt in El Salvador zur Sicherung der Ernährung in acht ländlichen Gemeinden. 60 Prozent der Kleinkinder im Landkreis Berlin in El Salvador litten an Unterernährung. Hauptziel von INKOTA musste daher in einem ersten Schritt die Verbesserung der Ernährung von Kindern und werdenden Müttern sein. Durch unsere Unterstützung wurde 100 Familien der Anbau von Obst und Gemüse ermöglicht, wassersparende Bewässerungssysteme installiert und die familiäre Hühnerhaltung ausgebaut. Dass solche kleinen Maßnahmen große Auswirkungen haben, zeigt sich, wenn die Kinder von Berlin heute mehr als nur Mais und Bohnen essen. In der nächsten Zeit wird INKOTA die Menschen von Berlin weiterhin dabei unterstützen, Wege aus der Armut zu finden.

Leider gibt es noch viel zu viele Regionen, in denen Armut das tägliche Leben der Menschen beherrscht. Daher sind wir heute mehr denn je von Lothar Kreyssig aufgerufen, die Armut in der Welt zu bekämpfen. Selbst kleine Beschränkungen, die den meisten von uns kaum etwas ausmachen, können für die Menschen in El Salvador die dringend notwendigen Veränderungen bringen.



INKOTA-Projekt in Berlin, El Salvador

Impressum: Den INKOTA-Geburtstagsbrief „50 Jahre Aktionsgemeinschaft für die Hungernden“ können Sie gerne kostenlos beim INKOTA-netzwerk bestellen: Greifswalder Str. 33a, 10405 Berlin, Tel.: 030-42 89 111, Fax: 030-42 89 112, E-Mail: inkota@inkota.de, Internet: www.inkota.de. **Redaktion:** Annette Berger, Hans-Joachim Döring, Michael Krämer; **Fotos:** Frithjof Meußling, INKOTA-Archiv; **Layout:** Olaf von Sass; **Druck:** H&P-Druck, Berlin.



Nord-Süd-Arbeit ist nicht umsonst!
Das INKOTA-netzwerk braucht Ihre Unterstützung!

INKOTA-netzwerk
KD-Bank • Konto 155 500 0010 • BLZ 350 601 90

Das DZI-Spendensiegel bestätigt INKOTA einen sparsamen Umgang mit Spenden

